

II.

Spionage war eines der Mittel im Nachrichtendienst und, wenn man den Endeffekt besieht, nicht einmal das wesentlichste. Weit erfolgreicher war die Vernehmung der Gefangenen. Die Russen, selbst die intellektuellen unter ihnen, erzählten gern und viel, und der gute Wille wurde oft nur durch mangelhafte Intelligenz unwirksam gemacht. Dazu trat die Auffangung der Funksprüche, später auch der Ferngespräche, die ja zunächst von der Entente, dann auch von den Mittelmächten virtuos ausgebildet wurde. Die Funksprüche aufzufangen, war leicht, sie zu entziffern, war schwer. Hier hatte aber das Oberkommando der Ostfront merkwürdiges Glück. Ein Professor an der Universität K . . . , gebürtiger Rigaer, also des Russischen ganz und gar mächtig, erwies sich als eine Art von Genie in der Auflösung von Chiffren und hat der Kriegführung im Osten wesentliche Dienste geleistet. ~~Dafür trug er auch eine schöne Phantasie-Uniform, eine Vorahnung der Uniformen der sogenannten „Spinatmajore“.~~ Als Drittes erst trat die Spionage dazu, deren Anfangsbetätigung auf deutscher Seite vielfach Versuche mit untauglichen Mitteln waren. Der erste leibhaftige Spion, den ich in Tilsit sah, war ein verkrachter Student aus Riga, Lette mit deutscher Bildung, den man irgendwie an der Front aufgegriffen hatte, und dem verschiedentlich gelang, durch die Front zu gehen und wieder zurückzukommen. Man mußte mit seinen Nachrichten zufrieden sein, denn er bekam reichlich Geld und trat in tilsiter Kneipen als freigebiger „Landwirt“ auf. Später nahm ihn eine Kavalleriedivision in Nord-Kurland, die hier den Ordnungsdienst versah — und die einen Leutnant mit abenteuerlichen Ideen, übrigens den Schwiegersohn des Verlagsdirektors einer deutschnationalen berliner Zeitung, mit der Bildung einer „wilden“ Geheimpolizei betraut hatte —, in ihre Dienste. Ich habe den Mann immer für einen Doppelspion gehalten, und auch der Nachrichtenoffizier selbst wird sich darüber klar gewesen sein; aber die Kavalleriedivision zog ihm deutsche Soldatenuniform an, gab ihm die Abzeichen eines Wachtmeisters und verlieh ihm zu Weihnachten sogar das Eiserne Kreuz. Das wurde dem Nachrichtenoffizier beim Armeekommando nun doch zu bunt, und zur Abwechslung zog man ihm die Uniform mit Tressen, Knöpfen und dem E. K. wieder aus und steckte ihn in ein Internierungslager. Nach einem Jahre freilich tauchte er in Mitau als Agent der Zentralpolizeistelle, der Spionage-Abwehr in der Etappe, doch wieder auf.

In Tilsit war der Betrieb noch zwergenhaft gewesen. In Schaulen, wo das A. O. K. saß, nachdem der Vormarsch zum Stehen gekommen war, vergrößerte er sich mit zunehmender Geschwindigkeit. Vorher war nur der Hauptmann L., ein langer magerer Mensch mit verwegener Nase und harten blauen Augen, deutschnational bis in die Knochen, aber abgesehen davon, daß er nun einmal nicht aus seiner Haut konnte, nicht der Schlechteste, mit einem Vizewachtmeister P., einem klugen, angenehmen Menschen, und dem Offizierstellvertreter M. in der Dienststelle ge-

wesen. Jetzt wurde P. Leutnant, blieb übrigens auch dann noch Mensch, und dazu kam von der berliner Zentrale der Leutnant Mr., denkbar unangenehmer Typ, übler Vertreter jener Art von Reserveoffizier, die den Offizier im Kriege viel verhaßter gemacht haben als die zwar beschränkten, aber doch nicht immer bössartigen aktiven Offiziere. Mr. war kleiner Forstbeamter in Kurland gewesen, seine Achselstücke hatten ihn aber großenwahnsinnig und zum gemeinen Menschenschinder gemacht. Schlimm war, daß er auf Hauptmann L. Einfluß gewann. Mit ihm zog eine seltsame Gesellschaft von abenteuerlichen Existenzen ein, die sich euphemistisch „Dolmetscher“ nannten, und eine Anzahl militärischer Dolmetscher. Da war Herr B., im Frieden russischer Korrespondent einer berliner Firma, jetzt von heimlichen Gerüchten umspinnen. Er sollte ein großes Bombenattentat im serbischen Hauptquartier vorbereitet haben. In Schaulen reüssierte er nicht und verschwand bald. Später ereilte ihn das übliche Schicksal: das Internierungslager. Dann kam ein Geiger P., nebenbei ein ausgezeichnete Künstler, dem man in der russischen Revolution die Kniee entzweigeschossen hatte, und schließlich kamen die „Lettenhäuptlinge“ L. und W., beide russische Revolutionäre von 1905, Unabhängigkeitskämpfer für Lettland, der eine im Balkankrieg serbischer Offizier, der andre aus Australien zurückverschlagen. Nun waren sie beide aus Russenhaß in deutsche Dienste getreten, wähnend, ein deutscher Sieg werde Lettland die Freiheit bringen. Diese beiden sozusagen bessern Leute hausten oben in unserm Hause mit zwei regelrechten Spionen: einem Polen, einem sehr üblen Burschen, der sich der Zivilbevölkerung gegenüber als Polizist aufspielte und schamlos erpreßte, und einem immerhin umgänglicheren Letten. Der Pole kam später, als er durch die Front gehen sollte, zurück und log, daß sich die Balken bogen, worauf man ihn abschob. Der Lette ging durch die Front und kam nie wieder. Erst nach einem Jahre konnte ich feststellen, daß er jetzt vergnügt bei den Russen in Rjeshiza saß und in der dortigen Spionageschule Spione dressierte. Die Gesellschaft in unserm Hause war also recht gemischt, und einer der kuriosesten Abende, die ich je erlebt habe, war der — Kaisergeburtstag des Jahres 1916, wo die beiden Lettenhäuptlinge Schnaps aufgetrieben und mich dazu eingeladen hatten. So etwas schlug man damals nie ab. Der lettische Agent spielte Balalaika dazu, und L. und M. schwärmten von dem freien ‚Latwija‘. Noch jetzt habe ich eine lange Denkschrift von L. darüber, der sich die Zeit mit solchen Dingen vertrieb.

Die beiden Letten hatten aber eine Sondermission. Man wollte das lettische Nationalgefühl für die Zwecke des Nachrichtendienstes ausnutzen. Aus den Gefangenen durchgangslagern wurden die Gefangenen lettischer Nationalität aussortiert, zunächst einmal gut behandelt und von L. und M. so lange bearbeitet, bis sie sich bereit erklärten, als „Zerstörungsagenten“ in deutsche Dienste zu treten. Dann kamen sie in ein besonderes Quartier, wo sie gewisse Freiheiten genossen. Sie erhielten besondere Anzüge, besseres Essen und wurden unter dem Oberbefehl von Leutnant Mr., der der Vater der ganzen gloriosen Idee war, im Sprengen ausgebildet. Es war eine Tragikomödie.

Leutnant Mr. gab ihnen eines Tages Gewehre und scharfe Munition. In Schaulen lag aber außer dem Armeeoberkommando nur ein Landsturmbataillon, und das war danach. Eine Ueberumpelung des A. O. K. wäre also leicht gewesen, und als man hier von der Sache hörte und Lärm schlug, waren auch die Letten schon unruhig geworden. Es half nichts, als daß man mit ihnen verhandelte und sich gütlich mit ihnen einigte. Daß sie schließlich die Waffen auslieferten, war nicht das Verdienst jenes Leutnants Mr. Ein ander Mal hielt er Sprengübungen an der von Tilsit nach Schaulen führenden Chaussee ab und sprengte so vollendet, daß er sämtliche Telephonleitungen, die das A. O. K. mit der Etappe, den Nachbararmeen und der Heimat verbanden, zerstörte.

Wer im Kriege hohe Stäbe aus der Nähe kennen gelernt hat, wird sich vorstellen können, wie beliebt sich die Letten gemacht hatten. Aber wir atmeten alle erleichtert auf, als die große Expedition von statten ging. Einige Dolmetscher, gemeine Soldaten, Intellektuelle, die des Russischen mächtig waren und den Hauptteil auch der geistigen Arbeit im Nachrichtendienst leisteten, mit den beiden „Häuptlingen“ begleiteten die Schar, die nach Ausmerzung aller Ungeeigneten geblieben war. Dabei ließ man die Häuptlinge unter Außerachtlassung aller Vorsicht die deutschen Stellungen wissen, verriet auch den Abenteurern, die man losschickte, allerhand, und dann verschwand die Horde im Dunkel der Nacht mit Sprengmunition, Gewehren, Dolchen und sonst noch schönen Dingen. Die Begleiter kehrten zurück, ein Dolmetscher bekam für bewiesene Tapferkeit das E. K., und lange hörte man nichts wieder von den Letten. Hin und wieder hieß es, sie hätten Brücken und Bahnen gesprengt, aber Sicheres erfuhr man nicht. Bis eines Tages russische Gefangene, die frisch von der Front kamen, vergnügt erzählten: ja, die Letten seien stramm in die russischen Gräben marschiert und hätten sich dort vorschriftsmäßig gemeldet. Und dann hätten sie Alles, aber auch Alles erzählt, was sie in Schaulen erfahren hatten. Und sie hatten sehr viel erfahren, sodaß wir den Russen die Mühe, Spione zu schicken, erspart hatten. Beim Nachrichtenoffizier war daraufhin der Teufel los, die Lettenhäuptlinge erlebten böse Tage, aber einstweilen hielten sie sich noch. Schließlich schaffte man erst L. in ein Internierungslager, und ein paar Wochen später auch M. Der ganze Schildbürgerstreich, zu dessen Ausführung der oberste Nachrichtenoffizier der Ostfront, vielleicht sogar Nicolai selbst seine Zustimmung gegeben hatte, hat ein kleines Vermögen in Goldmark gekostet.

Leutnant Mr. hielt sich übrigens auch nicht mehr lange. Nachdem der anständige Leutnant P. seinetwegen gegangen war, verdarb er es in Mitau mit irgendwelchen kurländischen Baronen, die ihn als kleinen Revierförster gekannt hatten, und denen er nun mit seinen Achselstücken imponieren wollte. Was seine Dummheiten nicht zuwege gebracht hatten, das erreichte eine Beschwerde der Barone — einer der seltenen Fälle, wo kurländische Barone Gutes erreicht haben. Mr. verschwand Knall und Fall. Niemand weinte ihm eine Träne nach. Sein Nachfolger war ein Oberleutnant v. J., borniert, aber Streber, Mann

mit besten Verbindungen und — leibhafter Neffe von Ludendorff. Mit ihm, der später die Leitung bekam, erhielt die ganze Arbeit eine neue Note. Aktiver Nachrichtendienst lag ihm nicht, weil seine Intelligenz dazu kaum ausreichte. So warf er sich auf das Büro. Unter ihm hat man später auch die Agentenbenutzung, die ihm unsympathisch war, bedeutend eingeschränkt. Dafür wurden jetzt Tabellen aufgestellt, Umdrucke gemacht, Karten gezeichnet, kurz: alle Anzeichen jener Zeit brachen herein, wo man manchmal hoffte, daß der Krieg von der Sintflut bemaßen, beschriebenen und bedruckten Papiers ersäuft werden könne. Der Feldpolizei machte er in übertriebener Kommissigkeit das Leben sauer genug. Am ärgsten war, daß er nicht die geringste Urteilsfähigkeit besaß. Von mir war er fest überzeugt, daß ich Jude sei, und als die berühmte Judenzählung kam, wollte er mich absolut mitverbuchen. Worauf ich dann nicht nur meinen eignen sondern auch den Taufschein meines Vaters kommen ließ und meine rein arische Abstammung bewies. Gcglaubt hat er es wahrscheinlich doch nicht.

(Fortsetzung folgt)